Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 228 (1949)

Artikel: Der unbekannte Gottfried Keller
Autor: Heer, Gottlieb Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375368

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der unbekannte Gottfried Keller

Von **Gottlieb Heinrich Heer**

Noch immer kann man in geselligem Kreise jene Geschichten und Geschichtlein um Gottfried Keller hören, mit denen, neben der Freude am Anekdotischen und seiner Wirkung, manch einer gerne eine eigene Schwäche zu bemänteln sucht, sie gleichsam mit der Anfechtbarkeit eines großen Geistes entschuldigend. Die Wahrheit aller Kellergeschichten zu ergründen ist kaum möglich; oft fehlt ihnen selbst die innere Wahrheit, die der geistigen Sphäre um den Dichter überhaupt. Gottfried Keller war ja weit mehr, wie man so sagt, ein Mann mit Sitzleder als ein dem Wein außergewöhnlich Ergebener. Er brachte es fertig, studenlang bei einem einzigen Glase vor sich hin zu brumeln. Das waren Zeiten inneren Schaffens und Gestaltens. Nicht weil er, auf diese Weise sich versenkend, den Wein liebte, war er ein großer Denker, sondern trotz dieses Einflusses vermochte er zu schaffen. Daß Rauschgifte jeglicher Art Befruchter geistiger Tätigkeit seien, ist ein psychologischer Irrtum. Ihre lähmende Wirkung ist erwiesen. Es bedarf des wahren Geistes, Phantasiegebilde festzuhalten und sie zu formen, die – das ist wohl richtig – aus des Weines starkem Dufte aufzusteigen vermögen.

Viele jener Witzeleien, die über den trinkfesten Dichter feilgeboten werden, sind Entstellungen und beruhen auf der verzeihlichen menschlichen Schwäche, den Genius möglichst erdnahe zu bringen und ihn zur eigenen Entlastung und Beruhigung in eine unverpflichtende Alltäglichkeit einzuordnen. Wie herzlich wohl tut das dem unbeholfenen Bürger, wenn er mitternächtlich windschief durch die Gassen zirkelnd, vor sich hin brummt: „Ja, ja ... auch der liebe, hochberühmte Meister Gottfried ...!" Es mag nur gut sein, daß er dabei nicht sich bemüht fühlt, die außerordentliche Leistung zu vollbringen ... Nicht auszudenken, wenn der Brave anderntags etwa gar mit Gedichten ausrückte ...!

Es ist schade, daß die vielen grobschlächtigen Witze über Keller, bei denen natürlich manches echte bärbeißige Wort mitläuft, eine andere Seite des Dichters überschatten: die des wahrhaft gütigen und auch bescheidenen Menschen. Wohl prägte er aus einer Abwehrstellung, ja oft aus einer gewissen inneren Notwehr heraus, polternde und verächtliche Aussprüche. Daß er aber von hingebender Liebenswürdigkeit und zartestem Humor sein konnte, wird eigentümlicherweise dem Menschen Keller umso weniger zugetraut, je mehr er es doch als Dichter im Werke dokumentiert.

Zwei Episoden mögen das belegen, die noch kaum bekannt geworden sind und deren Echtheit ich verbürgen kann, da sie mir von heute noch lebenden Zeitgenossen anvertraut wurden. Sie tragen unverkennbar die Züge des inneren Keller'schen Reichtumes:

Gottfried Keller wanderte eines Morgens durch die Dämmerhelle von einer größeren Festlichkeit nach Hause, begleitet von zwei Studenten. Wie die drei über die Limmatbrücke zum Zunfthaus „Zur Meise" kamen, waren dort vor dem schmiedeisernen Tore bereits zwei Holzhacker an der Arbeit, im Dienste des Meisenwirtes. Meister Gottfried schaute den Werktätigen eine Weile schweigend zu, brummte etwas Unverständliches in seinen Bart und hing sich dann, von plötzlichem Entschlusse getrieben, an die Glocke des noch schlafend stillen Hauses. Nach kurzem wurde ein Laden krachend aufgestoßen; der Meisenwirt maulte alles andere als freundlich auf den Fraumünsterplatz hinaus, was zum Teufel los sei in aller Herrgottsfrühe.

„Abecho! s'Gottfriedli ischt da!" war die entschiedene Antwort. Der Laden schloß sich bedächtiger als er geöffnet worden war; endlich nach geraumer Wartezeit erschien der Wirt und fragte erstaunt und etwas verwirrt, was in aller Welt des Herrn Doktors Begehren sei, jetzt ... zu dieser Stunde ...

„Wy wämer", unterbrach Keller, „und zwar zweierlei: Herrewy und Holzschyterwy ..."

Kopfschüttelnd brachte der Wirt einen Krug offenen Zürichseewein und eine kostbarere, verstaubte Flasche alten, roten Gewächses.

„So –", entschied Gottfried Keller, indem er Beides in Empfang nahm, „jetzt trinked mier emol de Holzschyterwy, und d'Holzschyter trinked de Herrewy ..."

Nach solcher Anordnung vollzogen die fünf Männer, auf der Scheiterbeige sitzend, einen freundeidgenössischen Frühschoppen. Die Holzhacker entkorkten die Flasche, und Keller schluckte mit den Studenten den sauren Weißen. Vergnügt zog Meister Gottfried durch den erwachenden Morgen nach Hause. Er hatte seiner feinen, nach der lauten Festlichkeit etwas mahnenden demokratischen Seele Genüge getan. –

Die zweite Begebenheit ereignete sich in der altbekannten zürcherischen Gaststätte „Zur Kronenhalle". Ein kleiner Freundeskreis schloß sich um Gottfried Keller, der sehr aufgeräumt war und zur Abwechslung auch einmal den anwesenden Damen huldigte. Es ging schon gegen Mitternacht, als der Dichter, des Stillesitzens offenbar etwas müde, sich erhob und nach einigen Schritten – verschwand. Als er zurückkam, bot er einen seltsamen Anblick: er war von unten bis oben mit Straßenkot besudelt. Meister Gottfried hatte sich in der Türe geirrt und war auf die Straße geraten, die in jener regnerischen Nacht damals noch keinen Asphaltschutz besaß. Da war er nun ausgeglitten und der ganzen Länge – bei ihm allerdings besser gesagt: der ganzen Kürze nach, in den Schmutz gesaust. Auf den entsetzten Ruf eines Freundes: „Gottfriedli, wie siehst du denn aus ...!" wischte er sich etwas verlegen die Aermel, setzte sich dann aber unbekümmert auf seinen Sessel, indem er vernehmlich brummte:

„Als ob das dem inwändige Mäntsch öppis miech ...!"

So war Gottfried Keller keineswegs nur der Abweisende, Ruppige, mit dem nicht gut Kirschen essen war, sondern ebensosehr der Liebenswerte und, wie dieser Ausspruch beweist, nicht selten der in verzwickten Lebenslagen Überlegene. Auch bei ihm gab es vertiefte seelische Schichten, in denen Mensch und Dichter sich vermählten.